



Leseprobe

Jasmin Darznik

Was wir sahen, was wir träumten

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 352

Erscheinungstermin: 23. November 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Eine junge Frau taucht ein in die schillernde Welt der Bohème im San Francisco der 1920er Jahre – und wird zu einer der bedeutendsten Fotografinnen der Welt ...

San Francisco 1918: Die junge Dorothea Lange kommt gerade aus New York – im Gepäck ihre Kamera, große Hoffnungen und der Traum, sich als Fotografin einen Namen zu machen. Als sie kurz nach ihrer Ankunft ausgeraubt wird, findet sie unerwartet Hilfe in Caroline Lee, einer temperamentvollen jungen Frau mit asiatischen Wurzeln. Ihre neue Freundin führt sie ein in die schillernde Kunstszene San Franciscos, und Dorothea verliebt sich in den brillanten, aber schwierigen Maler Maynard Dixon. Die junge Fotografin findet sich plötzlich in einer Welt der Bohème, voller Freiheit, Kunst und Politik wieder. Doch erst ein rassistischer Angriff auf ihre Freundin Caroline öffnet Dorothea die Augen für die Realität außerhalb ihrer Künstlerkreise. Mit ihrem unvergleichlichem Gespür für die Kamera gelingt es ihr, diese Missstände festzuhalten und darauf aufmerksam zu machen. Bild für Bild entdeckt Dorothea ihre Bestimmung und wird zu der Künstlerin, deren ikonische Fotografien eine ganze Nation bewegten.

»Ein kraftvoller Roman über eine Frau, die sich über Konventionen hinwegsetzt, um ihrer Leidenschaft zu folgen.« Kirkus Review

Für Rebecca Foust

»Ich glaube, wir machen uns ein Bild eines Menschen und projizieren dies dann auf jemanden, der zufällig da ist. Die gegenseitige Anziehung beruht meiner Meinung nach zum großen Teil auf dem Vermögen, dieses Bild des jeweils anderen zu verkörpern.«

Dorothea Lange
(The Making of a Documentary Photographer)

»San Francisco ist nicht mehr das, was es einmal war. Und niemals gewesen ist.«

Will Irwin zu Herb Caen
(San Francisco Chronicle)

Kapitel 1

FOTOGRAFIN UND JUNGE ORIENTALIN EROBERN SAN FRANCISCO IM STURM

1918 erschien ein Foto von uns in der Zeitung. Darauf sieht man uns nebeneinanderstehen, ich mit meiner umgehängten Graflex, Caroline mit einem bezwingenden Lächeln. Sie trägt eine Tunika mit langen Glockenärmeln und einer breiten Satinschärpe um die Taille. Es hat etwas von einer Kostümierung, was auch für meine Aufmachung gilt: ein Kleid aus fließendem Pannesamt, ein Satz Silberreife an jedem Handgelenk und ein langer Paisley-Schal. Beide tragen wir einen Bubikopf, nur habe ich dicke, dunkelblonde Locken und ihre Haare sind schwarz und glatt. Carolines kajalumrandete Augen schimmern, aber weil es eine Schwarz-Weiß-Fotografie ist, erkennt man ihre Farbe nicht, die Farbe von geschliffenem Glas.

Wann immer ich in den nächsten Jahren das Foto betrachtete, fühlte ich mich in unser Atelier in der Sutter Street 540 in San Francisco zurückversetzt – die 540, wie wir es nannten. Als wären wir nach wie vor dort, Caroline und ich, voller Hoffnung und ganz in unserem Element. Beide hatten wir so lange mit dem Gefühl gelebt, nirgendwohin zu gehören, dass wir glaubten, nur uns selbst zu haben. Zur Zeit der Aufnahme hatten wir in dem Atelier unser Zuhause gefunden, ein Zuhause, das wir mit schierer Willenskraft aus dem Nichts geschaffen hatten. Wir arbeiteten achtzehn Stunden am Tag, von Montag bis Samstag, und auch wenn uns das an den Rand der Erschöpfung brachte, genossen wir doch jede Minute dort. Am allerschönsten waren die Abende, an denen unsere Freunde vom Monkey Block herüberkamen. Jeder

brachte jemanden mit, und die 540 war erfüllt von Musik und Tanz und lebhaften Gesprächen.

Nach zwei Jahren war alles vorbei, und ich war wieder auf mich allein gestellt.

Nachdem der Skandal bekannt geworden und Caroline verschwunden war, stand mir die ganze Geschichte schlagartig vor Augen. Was passiert war und was ich nie ungeschehen machen könnte. Ich sah Caroline auf dem Boden sitzen, die Knie bis zum Kinn hochgezogen, den Kopf gesenkt. Dann sah ich sie den Blick heben und mich geistesabwesend anstarren. Ich sah den Schatten auf ihrer Wange, der bis zum Morgen lila verfärbt sein würde.

Hätte ich nur meine Graflex hervorholen, die Objektivkappe abnehmen und ein Foto machen können, dann hätte es einen Beweis gegeben. Aber ich konnte nicht. Ich liebte sie so sehr, dass ich es nicht über mich brachte, ihren Schmerz festzuhalten. Die Geschichte war jedoch auf jedem meiner späteren Fotos, sowohl jenen, die bekannt wurden und in Erinnerung blieben, als auch jenen, die nie veröffentlicht, die zerstört oder vergessen wurden. Besonders auf denen. Es ist ein Bild, das sich nie verändert oder verblasst, auch wenn nur ich von ihm weiß.

Will man ein wahrhaft gutes Bild von etwas machen, dann muss man es wirklich sehen, nicht nur anschauen. Ich habe einmal gesagt, dass eine Kamera dabei ein guter Lehrmeister ist, aber manchmal steht sie einem auch im Weg. Das begriff ich in jener Nacht. Nach so vielen Jahren versetzt mich das Bild augenblicklich zurück nach San Francisco, in ein Fotoatelier in der Sutter Street 540, in eine verwüstete Dunkelkammer, in der eine Geschichte endete und eine andere begann.

Die erste und wichtigste Lektion nach meiner Ankunft in San Francisco war die, wie es sich anfühlt, wenn man allein ist und keinen Penny besitzt, wenn die einzigen Verbindungen zur Welt Angst, Hunger und Mangel sind. Damals fing alles für mich an.

Im Frühling 1918 brach ich auf. Ich war fast dreiundzwanzig, neugierig und ungeduldig und hatte mir gerade den Bubikopf schneiden lassen. Tausend Ideen gingen mir durch den Kopf, wer, was und wo ich sein wollte. Zwei Jahre lang hatte ich mir jeden Penny vom Mund abgespart, und so steckten jetzt einhundert-zweiundvierzig Dollar in meiner Börse. Zwei Jahre, die ich in selbst genähten Kleidern und mit geborgten Büchern und Makrelenresten oder Dosenbohnen auf trockenem Schwarzbrot im Henkelmann verbracht hatte, aber ich hatte es geschafft. Das war mein letzter Winter an der Ostküste. Nichts konnte mich dort noch halten.

Von New Jersey aus fuhr ich in fünf Tagen in einer Dritte-Klasse-Koje auf einem Dampfschiff nach New Orleans. Von dort nahm ich den Zug, der mich in zwölf Tagen quer durchs Land brachte. Eigentlich hatte ich vorgehabt, mit dem Geld nach Paris zu gehen, aber der nicht enden wollende Krieg durchkreuzte meine Pläne. Also nahm ich mir vor, einige Wochen in San Francisco zu verbringen und von dort nach Süden aufzubrechen, nach Mexiko. Weiter hatte ich nicht überlegt. Ich würde einfach so lange reisen, bis mir das Geld ausging, und dann würde mir schon etwas einfallen.

Meine Kamera steckte in ihrer Tasche, die an meiner Hüfte baumelte. Viel mehr besaß ich nicht, jedenfalls nichts, an dem ich hing. Auf meinem Schoß lag ein abgewetzter Lederkoffer, den ich vor meiner Abreise in einem Trödeladen erstanden hatte. Darin befanden sich ein halbes Dutzend unbelichteter Filmrollen, ein Stift und ein Skizzenbuch, Kleider zum Wechseln für ein paar Tage, ein Waschbeutel und ein gebrauchtes Exemplar von Edna St. Vincent Millays *Renascence*.

Der Zug war überfüllt und laut, das fürchterliche Essen viel zu teuer. Nach der langen Reise war ich übermüdet und hungrig und steif von dem Versuch, aufrecht auf meinem Platz zu schlafen, dazu war mein schlimmes Bein völlig verkrampft. In dem

Moment jedoch, in dem der Schaffner durch den Wagen ging und rief: »Oakland Station! Nächster Halt Oakland Station!«, sprang ich auf, schloss den Gürtel um meinen Mantel und packte meinen Koffer.

Jemand schob ein Fenster auf und ein Windstoß fuhr durch das Abteil. Um mich herum wurde Gepäck zusammengerafft und herumgehoben, die Leute drängten sich auf eine Seite des Wagens und reckten den Hals, um einen Blick nach draußen zu erhaschen.

Zuerst konnte ich nichts sehen. Ich zwängte mich zum Fenster durch und stellte mich auf Zehenspitzen. Die vom Licht der tief stehenden Sonne beschienene, prachtvoll leuchtende Bucht tauchte vor mir auf. Mit zusammengekniffenen Augen konnte ich Schleppboote und Fischkutter erkennen und dahinter die Skyline einer sonnenvergoldeten Stadt, die sich an den Rand der Erde klammerte.

San Francisco, Jewel City. Das Paris des Westens. Ein Ort, wo alles – buchstäblich alles – passieren konnte und vielleicht in genau diesem Moment passierte. Ein Ort, in dem man sich, wenn man das Wagnis einging, verlieren konnte.

Hier war Frisco. Hier war ich.

Ich war in der Nähe des Wassers, nicht weit von den Werften in Hoboken aufgewachsen, aber dieser erste Blick auf San Francisco im Mai 1918 traf mich völlig unvorbereitet. Bis zu diesem Moment wusste ich nicht, dass das, worin eine Stadt eingebettet war – der Himmel, das Land, das Meer –, sie so klein aussehen lassen konnte. Doch wenn San Francisco auch kleiner war, als ich es mir vorgestellt hatte, war es dank seiner Lage an der Bucht und der dunkelgrünen Hügel ringsum wunderschön, wie verzaubert. Aber nicht nur das. Wie anfangs auch Manhattan war es mir fremd. Niemand kannte mich hier, und das bedeutete, ich konnte sein, wer ich wollte.

Langsam verschwand die Aussicht hinter Fabriken und Schindelhäuserreihen, und ich klappte die Kameratasche auf und be-

trachtete versonnen meine Graflex, das glänzende Metall, die polierte Linse. Arnold Genthe hatte sie mir, ein paar Monate nachdem ich bei ihm angefangen hatte, überreicht. Es war meine erste eigene Kamera und das bei Weitem schönste Geschenk, das ich jemals erhalten hatte. »Sie haben ein gutes Auge, Dorothea«, hatte er zu mir gesagt. Ich musste immer lächeln, wenn ich an diesen Tag dachte. An das Leuchten in Genthes Augen, als er mir die Kamera entgegenhielt. An den Moment, als ich sie nahm, ihr Gewicht in meinen Händen spürte und begriff, dass sie von nun an mir gehörte.

Ruckelnd und schaukelnd blieb der Zug stehen. Halb gescho-ben von den anderen Aussteigenden quetschte ich mich durch den Gang und trat auf den Bahnsteig. So schnell es mein Bein zuließ, hinkte ich durch den Bahnhof, und schon stand ich auf der Straße und ging Richtung Hafen. Der Koffer schlug gegen meinen Oberschenkel und mein Herz klopfte in meiner Brust. Ich trug einen knöchellangen Hosenrock, einen eng gegürteten hellbraunen Mackintosh und hoch geknöpfte braune Stiefel. Die Stiefel hätten dringend geputzt werden müssen, aber das musste warten, ich hatte es eilig, die nächste Fähre nach San Francisco zu erreichen.

Die Überfahrt verging viel zu schnell. Eben noch schaukelte die Fähre sanft dahin, dann glitt sie schon an den Anleger und rum-pelte unsanft gegen die Pfosten, sodass die Passagiere ins Stol-fern gerieten und gegeneinanderstießen. Ich knickte um und wäre beinahe gefallen, aber eine Hand umfasste meine Taille mit warmem, festem Griff.

»Vorsicht, Miss«, erklang hinter mir eine Stimme.

Ich drehte mich um. Der Mann, der dort stand, war attraktiv und gut gekleidet. Er trug einen Dreiteiler und eine karierte Schleife, hatte blaue Augen und seine blonden Haare waren mit Brillantine zurückgekämmt. Ich merkte, dass ich ihn anstarrte.

Damals sah man nur selten junge Männer, noch viel seltener welche in Zivil. Aus irgendeinem Grund war er nicht zum Kriegsdienst eingezogen worden – zumindest noch nicht.

Es dauerte einen Moment, aber dann hatte ich mich wieder gefasst, straffte die Schultern und reckte das Kinn. Auf meinen Dank hin zwinkerte der Mann mir zu und schenkte mir das breiteste Lächeln der Welt.

Kalifornien, hier bin ich!, dachte ich und merkte, wie ich errötete.

Nach Verlassen der Fähre war der junge Mann verschwunden, aber das war mir egal, ich hatte so viel anderes im Kopf. Ein paar Schritte vom Fährhaus entfernt stieß ich auf eine Bäckerei. Im Schaufenster sah ich unter einer Glaskuppel einen Berg Schmalzgebäck. Mein Magen knurrte. Das letzte Mal hatte ich in Texas etwas Anständiges gegessen. Als ich ein paar Minuten später, nachdem ich zwei Schmalzkringel und einen Becher Kaffee bestellt hatte, in meine Tasche griff, stellte ich fest, dass meine Börse verschwunden war. Ich griff in meine andere Tasche, in der für gewöhnlich meine Uhr steckte, aber auch die war leer.

Einen grauvollen Moment lang stand ich wie erstarrt da, nur das Herz schlug mir bis zum Hals, und dann dämmerte es mir: Der attraktive und gut gekleidete Mann auf der Fähre war ein Dieb gewesen. Wie durch ein Wunder, und eigentlich halte ich es bis heute für eines, besaß ich noch meine Kamera, aber das Geld – jeder einzelne Dollar – war weg.

Geh nicht. Es ist zu gefährlich. Denk an dein lahmes Bein. Damals, in New Jersey, hatte ich diese Worte nicht hören wollen – wobei ich sie natürlich gehört hatte, nur aufhalten lassen wollte ich mich nicht von ihnen –, aber als ich jetzt in dieser Bäckerei stand und nicht einmal mehr einen Vierteldollar besaß, um mein Essen zu bezahlen, und der Boden nach der langen Reise immer noch unter mir schwankte, verdrängten sie alles andere in meinen Kopf.

Einen Moment stand ich nur da, dann ließ ich mich schwer gegen die Theke sinken. Ich hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen, und mir wurde schwarz vor Augen. Sosehr ich mich auch bemühte, ich wurde das Bild des Mannes von der Fähre nicht los. Sein breites Lächeln und seine zurückgekämmten Haare.

»Geht es Ihnen nicht gut, Miss?«

Das Mädchen hinter der Theke sah mich forschend an. Sie wiederholte die Frage.

»Jemand hat mir mein Geld gestohlen«, brachte ich hervor. »Alles, was ich besitze. Besaß. Meine gesamten Ersparnisse ...«

Betretenes Schweigen breitete sich aus, dann ließ die hinter mir in der Schlange wartende Frau, eine in dicken Pelz gehüllte matronenhafte Lady, ihr Portemonnaie aufschnappen und beglich meine Rechnung.

Mittlerweile hatte sich eine Schar Frauen um mich versammelt.

»Sie braucht eine Arbeitsstelle«, sagte eine von ihnen.

»Und einen Platz, wo sie schlafen kann.«

Diese Einschätzung meiner Lage wurde getroffen, als wäre ich abwesend, was ich in diesen Minuten womöglich auch war.

»In den Konservenfabriken in Sausalito suchen sie immer junge Frauen«, meldete sich das Mädchen hinter der Theke zu Wort. »Viel verdienen tut man dort ja nicht, aber wenigstens ist es eine regelmäßige Arbeit.«

Eine Tüte war mir in die Hand gedrückt worden: die Schmalzkringel. In der anderen Hand hielt ich einen Becher Kaffee. Ich hatte auf den Becher gestarrt, aber bei der Erwähnung der Konservenfabriken hob ich den Blick. Ich hatte schon verschiedene Arbeitsstellen gehabt, aber noch nie in einer Fabrik gearbeitet.

»In der Bush Street ist ein Wohnheim für Frauen«, sagte eine andere Stimme. »Das Elizabeth Inn. Mehr als einen Dollar in der Woche für ein Zimmer wird man dort nicht zahlen müssen.«

Ein Dollar in der Woche war ein Dollar, den ich nicht hatte.

Auf einmal spürte ich einen samtweichen Lederhandschuh an meiner Hand. Ich drehte mich um und sah, dass die Lady in dem Pelzmantel erneut ihr Portemonnaie geöffnet hatte und mir etwas in die Hand schob. Eine Dollarnote.

»Die Fähre nach Sausalito fährt zu jeder vollen Stunde«, sagte sie und blickte mich freundlich durch ihre runde Nickelbrille an. »Wenn Sie sich sputen, erreichen Sie die nächste.«

Schamesröte stieg mir ins Gesicht, aber Stolz konnte ich mir gerade nicht leisten. Ich nahm das Geld, zwang mich zu einem Lächeln und bedankte mich rasch.

Zurück auf der Straße, fiel mein Blick auf mein Spiegelbild in der Schaufensterscheibe. Es war ein erbärmlicher Anblick: eine dünne junge Frau mit aufgelöster Frisur, einem abgewetzten Handkoffer und einem zerdrückten Regenmantel, der ihr um die Schultern schlackerte und bis zu den Knöcheln reichte.

Der Kaffee war kalt. Das Gebäck hatte alles Verlockende verloren, das es unter der Glaskuppel gehabt hatte. Ich stopfte die Tüte in meine Tasche. Unablässig ging mir der Gedanke durch den Kopf, dass es mich nicht wunderte, warum man mir Almosen gab. Ich gab eine jämmerliche Figur ab. Mitleiderregend. Noch nicht einmal eine Stunde nach meiner Ankunft war ich auf die Wohltätigkeit anderer angewiesen.

Als ich endlich wieder am Fährhaus ankam, war es schon spät. Eine Weile stand ich davor und sah zum Uhrturm hinauf: Viertel vor vier. Auf der breiten Straße davor herrschte geschäftiges Treiben. Passanten liefen kreuz und quer, Straßenbahnen und Pferdekutschen rumpelten vorbei. Kreischende Möwen und Meeresvögel kreisten über meinem Kopf. Es war kühl und roch nach Brackwasser, Fisch und Teer. Ich hatte erwartet, dass Kalifornien ein Sonnenparadies sei, aber es war hier um einiges kälter als in New York. Der ständige Wind riss an meinem Hut und ich musste ihn festhalten, während ich mit der anderen Hand meinen Koffer

umklammerte. Aus einem Café trällerte ein Liebeslied, das im Frühling überall zu hören gewesen war. Es versetzte mich in klägliche Wut.

Denk nach, Dorrie, sagte ich mir, du darfst jetzt nicht den Kopf verlieren.

Zur Sicherheit steckte ich den Dollar in meinen Strumpf und schob ihn bis zum Knöchel hinunter. Er könnte mir ein Zimmer in einem Wohnheim verschaffen, aber wovon sollte ich mein Abendessen bezahlen? Oder das Frühstück? Gleich morgen früh würde ich mir eine Stelle suchen. Bis dahin brauchte ich Geld, und zwar schnell, und statt mich nach der Fähre nach Sausalito zu erkundigen, machte ich mich auf den Weg zur Market Street.

»Fünfundsiebzig Cent fürs Geschirrspülen und Putzen zur Sperrstunde«, sagte der Mann in dem ersten Lokal, in dem ich nach Arbeit fragte, einer Gastwirtschaft an der Ecke Market und Spear Street. Als ich eingetreten war, hatte niemand an der Kasse gestanden, aber im hinteren Teil des Lokals hatte ich in dem dunklen Gang, der zur Küche führte, den Umriss eines Mannes entdeckt. Er war groß und sehnig, trug ein kragenloses Hemd und eine schmutzstarrende Hose. Er hatte eine beginnende Glatze und seine struppigen Koteletten waren zu lang.

»Für die viele Arbeit nur fünfundsiebzig Cent?«

Hustend spuckte der Mann in den schwärzlichen Lumpen in seiner Hand, dann musterte er mich mit harten Augen. Meine Not muss deutlich zu erkennen gewesen sein, denn er sagte nur: »Die Böden müssen auch geschrubbt und gewischt werden.«

Seine Miene war grimmig, aber ich wich seinem Blick nicht aus, wollte mich nicht einschüchtern lassen. Die Küche zu putzen, würde Stunden dauern, wie wir beide sehr wohl wussten.

Ich räusperte mich und straffte die Schultern, dann sagte ich ihm, dass ich es für einen Dollar machen würde, aber nicht für weniger.

Er bequemte sich nicht einmal zu einer Antwort, sondern zuckte nur die Achseln, so als wollte er sagen: *Dann lass es eben bleiben.*

Ich ging. Zurück auf der Straße, dachte ich wieder an die Bäckerei und das Mädchen hinter der Theke, das etwas von Konservenfabriken auf der anderen Seite der Bucht gesagt hatte. Nun, warum nicht. An der nächsten Kreuzung fragte ich einen Polizisten, wo die Anlegestelle für die Fähre nach Sausalito war, und erhielt zur Antwort, dass an diesem Tag keine mehr fuhr.

Ich versuchte mein Glück in einem Bekleidungsgeschäft, aber sie hatten keine Arbeit, und das nächste und übernächste Geschäft auch nicht.

»Na gut, dann nehme ich eben die fünfundsiebzig Cent«, sagte ich mir und ging mit schweren Schritten zurück zu der Gastwirtschaft. Mittlerweile war es nach sechs. Ich hatte Durst. Nein, nicht nur Durst, ich war völlig ausgetrocknet.

»Fünzig Cent«, sagte der Mann nun.

Ich schluckte, das Blut schoss mir in die Wangen. »Aber Sie sagten doch ...«

»Das war vor zwei Stunden. Der Tag ist fast vorbei.« Er legte eine Hand auf seine Glatze. »Fünzig Cent«, wiederholte er. Seine kalte Stimme war ungerührt, gelangweilt. »Die Zeiten sind schwer, Miss, aber da sage ich Ihnen wahrscheinlich nichts Neues.«

Es war eine schmutzige Arbeit. Aus dem Hahn kam bräunliches Wasser und weit und breit war kein sauberer Lappen zu finden. In der Küche roch es nach verbranntem Brot, saurer Milch und etwas Fauligem, dessen Ursprung ich nicht feststellen konnte und wollte. Durch den Mund atmend machte ich mich über das Geschirr im Spülbecken her, kratzte mit einem Messer die verkrusteten Essensreste von den Tellern und trocknete die verschmierten Tassen mit einem Zipfel der zerknitterten Schürze, die ich ganz hinten in einem Schrank gefunden hatte.

Als das erledigt war, fing ich mit dem Boden an. Noch eine Stunde, dann bin ich fertig, sagte ich mir. Ich würde meine mageren fünfzig Cent nehmen und morgen würde ich mir etwas anderes suchen. Ich ließ mich auf die Knie nieder und fing an, mit einem Scheuerlappen den Boden zu schrubben. Nach einer Weile warf ich einen Blick über die Schulter und sah, dass mich der Mann – er hatte mir seinen Namen nicht genannt und sich auch nicht nach meinem erkundigt – aus ein paar Schritt Entfernung beobachtete, seine Augen wie gebannt auf meinen Hintern gerichtet. Zornig funkelte ich ihn an, aber er scherte sich nicht darum, wandte nicht einmal den Blick ab, sondern lehnte sich zurück, die Arme über der Brust verschränkt, und grinste schmierig.

Immer wieder sah ich auf die Uhr, und spürte dennoch die ganze Zeit seinen Blick auf mir, fast wie eine Berührung. Ab und zu schlurfte er davon – er war nicht nur Koch und Kassierer in diesem trostlosen Lokal, sondern auch Kellner. Rasch öffnete ich eine Milchflasche und trank ein paar Schlucke. Da kaum noch Gäste im Lokal waren, konnte er die meiste Zeit in der Küche herumlungern und mir beim Schufteln zusehen.

Meine Wut ließ ich an dem Dreck und dem Durcheinander um mich herum aus. Schweiß trat mir auf die Stirn, sammelte sich in meinen Achseln und rann mir den Rücken hinunter. Noch immer starrte er zu mir herüber, aber ich schenkte ihm nicht die Genugtuung, seinen Blick zu erwidern.

Schließlich zählte er mir langsam meinen Lohn in die Hand ab, und die beiden klebrigen, schwarz angelaufenen Vierteldollarmünzen blieben auf meiner Handfläche haften, als wären sie eingebrannt. Ich steckte sie in meine Tasche und machte mich mit einem knappen Nicken ans Gehen.

Unversehens stand er neben mir.

»Nun mal langsam«, sagte er, packte meinen Arm und drehte mich zu ihm herum. Seine Hand auf meiner nackten Haut war

fleischig und feucht. »Bist dir wohl zu gut, hä?«, sagte er so grob, dass ich es mit der Angst bekam.

Ich entwand mich seinem Griff. Ich musste raus hier, und zwar schnell.

Mit Tränen in den Augen hastete ich auf die Straße. Mittlerweile war es dunkel, der Mond war eine gestochen scharfe weiße Sichel. Hier und da brannte eine Gaslaterne und die Nachtschwärmer trieben in Scharen durch die Straßen. Ein Pferdefuhrwerk rumpelte an mir vorbei und eine Fontäne verdreckten Wassers spritzte auf meinen Rock. Ich schob mich zwischen den Passanten hindurch, drängte mich an Grüppchen vorbei, und einmal wäre ich beinahe in eine Frau mit einem Kinderwagen hineingelaufen. »Passen Sie doch auf, wo Sie gehen«, herrschte mich jemand an, aber ich blieb nicht stehen. So schnell ich konnte, lief ich weiter, in der einen Hand trug ich Koffer und Kamera, mit der anderen raffte ich meinen durchweichten Rocksaum, und ich wäre so weitergeeilt, wenn nicht auf einmal ein stechender Schmerz durch mein Bein geschossen wäre und mich zum Stehenbleiben gezwungen hätte.

Vornübergebeugt schleppte ich mich neben ein Gebäude und ließ mich gegen die Mauer sinken. Ich hätte nicht so rennen dürfen, das wusste ich. Es verschlimmerte den Schmerz in meinem Bein ins Unerträgliche. Das Hinken war mein treuer Begleiter, so vertraut wie mein Atem, aber schon lange war mein Fuß nicht mehr so schwer und steif gewesen.

Bestimmt starren die Leute mich an, dachte ich, aber als ich schließlich wieder zu Atem gekommen war und den Blick hob, sah ich, dass sie an mir vorbeiliefen, als wäre ich unsichtbar. Nicht ein Kopf drehte sich mir zu. Niemand blieb stehen.

Nach einer Weile ratterte von rechts eine Straßenbahn heran. Ich sah ihr entgegen. Die Reise, der Hunger, die nervlichen Strapazen – ich fühlte mich wie ausgewungen und musste mich dringend setzen. Wenn ich mich nur ein wenig ausruhen könnte,

würde es wieder gehen, dessen war ich sicher. Vielleicht könnte ich dann sogar einen Plan fassen.

Ich überquerte die Straße, fischte eine Münze aus meiner Tasche und stieg in den Wagen.

Während ich in der Straßenbahn über die Hügel von San Francisco fuhr, den Geruch der Bucht in der Nase, den Wind auf meiner feuchten Haut und den harten Holzsitz unter mir, fühlte ich mich plötzlich in das finstere Haus meiner Großmutter in Hoboken zurückversetzt, in seine Hässlichkeit, die hoffnungslose Stimmung. Die Erinnerung ließ mich auf dem Sitz zusammensacken. Das war's dann also. Mein Traum von einem Neuanfang – aus und vorbei, für alle Zeiten. Ich hatte es quer durchs Land geschafft, dreitausend Meilen von New Jersey nach Kalifornien, und jetzt konnte ich nicht einmal zurück nach Hoboken, wenn ich es gewollt hätte.

Fahrgäste stiegen ein und aus, die Straßenbahn ächzte und ratterte einen Hügel nach dem anderen hinauf und hinunter. Bei jedem Stehenbleiben und Anfahren rempelte ich gegen meine Sitznachbarin. Beinahe wäre ich in Tränen ausgebrochen, und es hätte mich auch nichts davon abgehalten, wenn ich allein gewesen wäre, aber um mich herum standen und saßen dicht gedrängt andere Fahrgäste. Mein Bein tat weh. Mein Mund war ausgetrocknet. Ich rührte mich nicht. Ich hob nicht einmal den Kopf, um auf die Straße hinauszusehen.

Als ich schon glaubte, die Fahrt würde nie enden, blieb die Straßenbahn stehen. »Lands End!«, rief der Schaffner. Ich sah auf und stellte erstaunt fest, dass San Francisco verschwunden war. Es war, als wäre ein Schalter umgelegt worden. Der Himmel war weg, das geschäftige Treiben in den Straßen ebenso. An ihre Stelle waren windumtoste Sanddünen und ein derart dichter Nebel getreten, dass man meinte, ihn mit den Händen greifen zu können.

Als ich aus der Straßenbahn stieg, wehte der Wind meinen Rock hoch und mein Blick fiel auf mein verkrüppeltes rechtes Bein mit dem krummen Fuß. *Halt dich gerade*, sagte eine Stimme in meinem Kopf. *Die Leute schauen. Wenn du hinkst, starren dich alle an*. Es war die ewig mahnende Stimme meiner Mutter. Rasch strich ich meinen Rock glatt, zog ihn nach unten und hielt den Kragen meines Mantels zu. Mehr als die Hälfte meines Lebens hatte ich damit zugebracht, mir das Hinken abzutrainieren, aber noch heute, Jahre später, durchfuhr mich deswegen Angst und Scham. *Das hast du hinter dir gelassen*, sagte ich mir, *das ist vorbei*, aber die dunklen, feuchten, nebligen Straßen brachten es zurück – alles.

Es fing mit einer kleinen Unpässlichkeit an – ein wenig Halsweh, leichtes Fieber – und dann waren eines Morgens meine Beine verschwunden.

Es war im Sommer 1902. Ich war gerade sieben Jahre alt geworden. Am Unabhängigkeitstag, dem vierten Juli, ging mein Fieber leicht zurück, und meine Mutter ließ mich draußen sitzen, damit ich mir die Parade anschauen konnte, während sie das Haus in Ordnung brachte. Ich saß gerne auf den Stufen vor unserem Haus in Weehawken, die Ellbogen auf die Knie gestützt, und beobachtete die Passanten, die eleganten Frauen mit ihren Schirmen und Turnüren, die Männer mit ihren Trilbys und Spazierstöcken. Schon immer hatte ich mich nach der Welt jenseits unseres Gartens gesehnt. Alles hätte ich dafür gegeben, in den Menschenstrom auf der Straße einzutauchen, aber meine eng begrenzte Welt reichte nur bis zu dem Gemischtwarenladen im Osten und dem Park im Westen, und wenn ich hinausging, dann bloß an der Hand meiner Mutter in die Nachbarschaft. Immer dieselben Gesichter auf der Straße und überall deutsche Stimmen.

Plötzlich merkte ich, dass meine Schenkel zuckten, zuerst der linke, dann beide. Ich presste die Hände darauf, damit sie

aufhörten, aber sie zuckten einfach weiter. Mein ganzer Körper fing an zu brennen, es breitete sich von meiner Brust bis hinunter zu den Zehen aus. Ich rief nach meiner Mutter, aber der Lärm der Parade verschluckte meine Schreie. Als ich aufstand, um hineinzugehen, wurde mir schwindlig und meine Beine gaben unter mir nach. Was folgte, war eine lange, erstickende Stille, dann war alles schwarz.

Als ich wieder zu Bewusstsein kam, waren meine Beine weg. Gut, sie waren nicht wirklich weg. Sie hingen noch an meinem Körper, aber ich hatte kein Gefühl mehr darin, nicht das geringste.

Meine Mutter konnte tun und sagen, was sie wollte, ich hörte nicht auf zu schreien, und als endlich der Arzt kam, war ich völlig erschöpft und lag schlaff da. Auch der Schwindel wollte nicht aufhören. Mama setzte mich aufrecht hin, sodass meine Beine über die Bettkante baumelten. Der Doktor klopfte mir mit einem kleinen Gummihammer auf das linke Knie. Es bewegte sich nicht. Er klopfte mir auf das andere Knie. Nichts.

»Sie müssen sie ins Krankenhaus bringen«, hörte ich ihn etwas später sagen. Meine Mutter hatte die Tür zugezogen, aber sie war einen Spaltbreit offen geblieben, und so konnte ich sie auf dem Gang stehen sehen, den Doktor mit der schwarzen Tasche und der runden Nickelbrille und meine Mutter, die Arme vor der Brust überkreuzt, die Schultern bebend.

Am nächsten Morgen wachte ich in einem Zimmer mit erbsgrünen Wänden und dem beißenden Geruch nach Bleichmittel auf. Aus dem Augenwinkel erhaschte ich einen Blick auf eine Frau mit Gesichtsmaske und Gummihandschuhen. Als sie näher kam, entdeckte ich die sehr lange und sehr dicke Nadel in ihrer Hand. Ich schrie und sie legte eine Hand auf meinen Mund. Zwei weitere Hände drehten mich auf die Seite und hielten mich fest. In nur wenigen Stunden würde ich vollkommen gelähmt sein, aber als mir jetzt diese Nadel in den Rücken gestochen

wurde und sich immer tiefer schob, biss ich mir vor Schmerz die Zunge blutig.

Die Lumbalpunktion bestätigte es: Polio. Das Wort hatte ich noch nie gehört, und ich wusste nicht, was es bedeutete. Im kommenden Jahr erfuhr ich jedoch, was es hieß, und ich lernte noch ein weiteres Wort: »Krüppel«.

Aber der Reihe nach: Mein Fieber stieg auf vierzig Grad und blieb während der nächsten drei Tage so hoch, dann fiel es plötzlich wieder, und das bekümmerte Gesicht meiner Mutter tauchte über mir auf. Meine Haare klebten an der Stirn, meine Lippen waren rissig und trocken. Ich konnte sprechen und meine Augen öffnen, ich konnte meinen Kopf zur einen und zur anderen Seite drehen, aber das war es. Von den Schultern abwärts war ich gelähmt.

Es dauerte ein Jahr, bis es mir besser ging, und lange Zeit glaubte niemand, dass ich mich erholen würde. Ich konnte nicht auf die Straße zum Spielen, nicht einmal auf den Stufen konnte ich sitzen. Nicht, dass ich es gewollt hätte: Ich hatte keine Haare mehr – die hatte man mir im Krankenhaus abrasiert. Nur langsam und in einzelnen Büscheln wuchsen sie nach, und egal, wie oft Mama sie mit Essig spülte, um sie wieder zum Glänzen zu bringen, behielten sie ein stumpfes Dunkelblond. Das Übrige war nicht viel besser. Mein Gesicht war eingefallen und meine Rippen stachen hervor. Der Doktor verordnete mir eine abscheuliche Diät aus gebratener Leber und fetter Kuhmilch, die ich zu essen hatte.

Nichts jedoch war so schlimm wie die Schiene, die ich tragen musste. Das Gefühl in meinen Beinen war gerade erst zurückgekommen, als mein rechtes Bein in eine stählerne Schiene mit Gurten an Becken, Knie und Knöchel geschnallt wurde. Die Schiene wog sieben Kilo, grub sich tief in meine Haut ein und scheuerte sie auf. Der unablässige Schmerz beim Tragen war schlimm. Grausam.

Der September kam, aber ich kehrte immer noch nicht in die Schule zurück. Monat um Monat lag ich in dem Gitterbett in unserem kleinen Wohnzimmer neben der Küche und starrte zu dem Fenster hinauf, zu dem kleinen Stück Himmel. Das ganze Jahr, in dem ich dort lag, bekam ich keinen Besuch. Keine Schulkameraden, keine Verwandten, keine Nachbarn. Sie hatten alle zu große Angst davor, sich anzustecken.

Solcherart vergessen und versteckt war ich nichts als Körper und Schmerz. Ich wurde zur Zuhörerin und Zeugin. Ich hörte, wie Hunde in der Nachbarschaft bellten, Vögel zwitscherten, Pferde auf der Straße wieherten, Türen sich öffneten und schlossen, das Wasser im Kessel zu sieden begann, die Uhr im Vorraum tickte, tickte, tickte.

Mein Leben fand in dem verkrüppelten Fuß statt, so wie das anderer Leute in einem Haus oder Land – jenseits davon gab es keine Welt. Mein Fuß formte und deformierte mich, er verbarg und beschämte mich, gab mir den Takt vor und hemmte mich. Alles auf einmal. Ich musste Windeln tragen, und die wenigen Male, die ich das Haus verließ – fast nur zu Arztbesuchen –, schob Mama mich in einer Art Karren, der die Aufmerksamkeit der Leute erregte und sie dazu veranlasste, schneller zu gehen oder die Straßenseite zu wechseln. Einmal beobachtete ich durch das Fenster, wie Mama in der Gasse hinter unserem Haus ein Feuer machte und Stück für Stück meine Kleider, Puppen und Bücher hineinwarf. Aus Angst vor Ansteckung musste alles, was ich jemals angefasst hatte, weggeworfen oder verbrannt werden.

Wie sich zeigte, verschwand aber nicht mein Körper. Ich war es, die verschwand.

Meine erste Nacht in San Francisco verbrachte ich auf der Straße.

Ich war der letzte Fahrgast gewesen. Noch einmal ein Rattern der Straßenbahn und dann war ich allein. Bevor ich ausstieg, hatte ich mich hilflos und elend gefühlt. Jetzt überkam mich auch

noch echte Angst. LANDS END DEPOT stand auf dem Schild über der Haltestelle. Das kleine Holzhäuschen war verrammelt. Ich sah nach rechts und links, aber da war nichts. In diesem Teil der Stadt – ob er überhaupt noch zur Stadt gehörte? – gab es keine Läden oder Gastwirtschaften, nur einige verstreut liegende Gebäude. Nach einer Weile konnte ich in der Ferne ein Licht ausmachen und ging darauf zu.

Es war eine kleine Kneipe, so heruntergekommen wie die schäbigsten Kaschemmen in den Gassen der Bowery. Die Fenster waren dreck- und salzverkrustet, und nachdem ich eine Weile hineingestarrt hatte, konnte ich in dem schummrigen Licht einige Männer am Tresen hocken sehen, sonst war sie leer.

Ich stand an der Tür und überlegte gerade, ob ich hineingehen sollte, als ein Mann am Kragen nach draußen befördert wurde.

Nein, dorthinein konnte ich nicht. Nicht zu dieser Stunde, nicht als Frau allein. Also verbarg ich mich im Türeingang und sah zitternd zu, wie der Mann, eine wahre Jammergestalt, in die Dunkelheit stolperte und verschwand. Ich klammerte mich an meinen Koffer und überlegte, was mir zu tun blieb. Nichts. Ich war verloren. Nirgends konnte ich mich unterstellen, nirgends hinsetzen. Ich kannte die Straßennamen nicht, bei dem dichten Nebel waren auch die Straßenschilder gar nicht zu sehen, selbst von den Straßen war nichts zu erkennen.

Vor wenigen Stunden erst war ich mit der Eisenbahn eingetroffen und hatte hoffnungsfroh auf die wunderschöne, fremde Stadt geblickt. Dieser Zauber war verflogen. Ich verfluchte mich, dass ich nicht mehr Acht gegeben hatte und bis in dieses Niemandsland gefahren war, dass ich mich verirrt hatte.

An der nächsten Ecke stach mir der durchdringende Gestank von fauligem Fleisch in die Nase – der Kadaver eines Tieres. Eine große Ratte, oder war es eine Katze? Vielleicht bildete ich es mir auch nur ein, nachdem meine Nerven inzwischen zum Zerreißen gespannt und die Stille so umfassend war, wie ich es nicht aus

New York kannte und nicht einmal aus Hoboken, wo selbst in der tiefsten Nacht das Kreischen und Rumpeln der Straßenbahnen, das Klappern von Hufen auf dem Kopfsteinpflaster, der Klang menschlicher Stimmen zu hören waren.

Ich machte kehrt und ging in die entgegengesetzte Richtung davon, bis mich meine Füße schließlich zum Strand brachten. Der Nebel verhüllte den Mond, und das Meer war so schwarz wie der Himmel, aber das Rauschen der gegen das Ufer brandenden Wellen wies mir den Weg. Sand rieselte in meine Stiefel, See gras strich an meinen Beinen entlang. Eine laut klagende Möwe flatterte vorbei. Ich erklomm die mannshohen Dünen, bis meine Beine mich nicht mehr trugen und ich stürzte.

Verrückt, wie sich der Körper unerwartet an das erinnert, was man am dringendsten vergessen will. Der kalte, nasse Sand versetzte mich zurück in die Nacht, als drei Männer in Anzügen und mit Bowler-Hüten auf dem Kopf an die Tür unseres alten Hauses in Weehawken kamen. Ich war zwölf. Mein Vater hatte uns verlassen. Nach dieser Nacht zogen wir zu meiner Großmutter nach Hoboken und ich sah ihn nie wieder. Die drei Männer führten meine Mutter, meinen kleinen Bruder und mich auf den Bürgersteig und dann verriegelten sie die Haustür mit einem großen Schloss. In Mamas aufgerissenen Augen lag Panik. Ich stand in meinem Nachthemd und mit nackten Füßen auf der Straße, meine Schultern gegen die Kälte zusammengezogen, die Stahl-schiene bohrte sich in meinen Oberschenkel. Wir waren aus unserem Haus vertrieben worden, und es war so schnell geschehen, dass wir nicht einmal unsere Mäntel hatten anziehen können.

Ich kenne das, dachte ich jetzt. Das habe ich schon einmal erlebt.

Irgendwann ging das lang gezogene Tuten der Nebelhörner über in die leiseren Geräusche der Nacht. Hier, am Rand des Ozeans, gab es keinen Grund zur Eile mehr, gab es kein anderes

Ziel mehr. Ich kramte in meinem Koffer, zog einen Pullover und eine Hose heraus und streifte sie mühselig über. Dann schob ich den Koffer unter meinen Kopf, rückte den Riemen der Kamera zurecht und deckte mich mit meinem Mantel zu. Und weil ich zu erschöpft und niedergeschlagen war, um irgendetwas anderes zu tun, schloss ich die Augen und schlief ein.

Kapitel 2

Der Morgen kam. Zitternd wachte ich am Strand auf, mein Fuß tat immer noch weh und mir war schlecht vor Hunger. Ich öffnete die Augen und starrte in den milchig weißen Himmel. Es war früh, aber wie früh, vermochte ich nicht zu sagen. Die Sonne war aufgegangen und der Nebel war noch dichter geworden. Mühsam stützte ich mich auf die Ellbogen und sah mich um. Ich war im Land der Hasen und Dünen gelandet. Der Sand hatte meine Haut aufgescheuert und die Feuchtigkeit war durch meine Kleidung gedrungen. Meine Hände zitterten vor Schwäche. So hungrig war ich noch nie in meinem Leben gewesen.

Ich stand auf und klopfte den Sand von mir ab. Wollte ich mich aus meiner misslichen Lage befreien, musste ich endlich wieder klar denken, und dazu musste ich aufhören, in Angst und Selbstmitleid zu versinken.

Auf einmal wusste ich, was ich zu tun hatte.

Nichts auf der Welt bedeutete mir so viel wie meine Kamera, aber sie war auch das Einzige von einem gewissen Wert, das ich besaß. Ich musste sie verkaufen – mir blieb nichts anderes übrig.

Ein Wagen tauchte auf der Straße auf. Ich winkte, damit er anhielt, und der Fahrer nahm mich mit zur Haltstelle Lands End. Von dort fuhr ich mit der Straßenbahn nach Downtown zurück, wo ich eine Pfandleihe fand und meine Kamera für vierzig Dollar versetzte. Das waren fünf Dollar weniger, als ich gefordert hatte, aber unter den gegebenen Umständen musste ich mich damit wohl zufriedengeben. Ich schwor mir, sie wieder auszulösen. Ich würde mir eine Arbeit und ein Zimmer suchen und dann alles dafür tun, meine Graflex zurückzukaufen. Um mich an

mein Versprechen zu erinnern, behielt ich die Kameratasche und hängte sie mir um den Hals.

Damit hatte ich etwas Zeit gewonnen – einige Wochen, wenn ich sparsam mit dem Geld umging. Nach einem Frühstück mit Kaffee und einem gekochten Ei, das meinen Hunger kaum linderte, ließ ich mich eine Weile treiben und überlegte, was ich nun anstellen sollte. Bevor ich mich nicht ein wenig hergerichtet hatte, brauchte ich mich gar nicht erst nach einer Stelle umzusehen. Also beschloss ich, mit der Straßenbahn zurück zum Fährhaus zu fahren, mir etwas zum Mittagessen zu besorgen – ein Sandwich, vielleicht sogar zwei – und mich dann auf die Suche nach einer Unterkunft zu machen.

All das ging mir durch den Kopf, während ich in eine Straßenbahn kletterte und plötzlich eine Stimme »Mischling« sagen hörte. Ich fuhr herum. Damals überraschte mich nicht so sehr das Wort selbst, sondern wie es gesagt, geradezu ausgespuckt wurde. Scharf und klar hing es in der Luft. Einen kurzen Moment glaubte ich, mich womöglich verhört zu haben, aber einige Leute wandten ihren Blick ab, so als wäre nichts gewesen, und das bestätigte es.

Ich blickte mich um. Zwei Frauen starrten auf einen Punkt über meiner Schulter. Ich drehte den Kopf und sah eine Frau durch den Wagen gehen. Ihre kurz geschnittenen Haare waren schwarz und glatt. Ihre Augen ließen sie ... anders aussehen. Sie waren flaschengrün.

»Die sind jetzt überall, egal wo man hingeh!«, hörte ich eine Frau sagen. Ich musste mich nicht einmal anstrengen, sie zu verstehen, weil sie es nicht für nötig hielt, zu flüstern oder auch nur die Stimme zu senken. »Noch vor zehn Jahren hat man nicht einen von denen in diesem Viertel gesehen, nicht einen. Inzwischen glauben sie wohl, dass die Stadt ihnen gehört!«

»Ihnen und ihren Bastarden«, ergänzte ihre Begleiterin.

Der jungen Frau war anzumerken, dass sie zumindest diese

letzte Bemerkung gehört hatte, so ausdruckslos war ihr Gesicht auf einmal. Sie schien kurz zusammenzuzucken, aber im nächsten Moment hatte sie sich wieder gefasst, straffte die Schultern und ging auf der Suche nach einem Sitzplatz weiter.

Die in ihren Augen aufblitzende Kränkung erfüllte mich mit stummer, törichter Scham. Ich wollte etwas sagen, aber mir fiel nichts ein, und so nahm ich nur meinen Handkoffer von dem Sitz neben mir, damit sie sich setzen konnte. Sie nickte mir knapp zu, dann nahm sie Platz, verschränkte die Hände im Schoß und blickte geradeaus.

Ich wollte sie nicht anstarren, aber Gesichter, besonders die von Fremden, faszinierten mich. Mich faszinierte, was sie zeigten und was sie verbargen. Nach ein paar Minuten blickte ich kurz zu ihr hinüber. Dann noch einmal. Mit ihren hellen Sommersprossen auf Nase und Wangen wirkte sie von Nahem jünger, als ich gedacht hatte, ich schätzte sie ungefähr auf mein Alter oder noch jünger. Sie sah anders aus als jeder Mensch, den ich bisher gesehen hatte. Dennoch kam mir etwas an ihr bekannt vor – ich konnte nur nicht genau sagen, was.

Als ich noch bei Arnold Genthe in der Lehre gewesen war, hatte ich Stunden damit zugebracht, seine berühmten Chinatown-Porträts von Männern mit langen Zöpfen und Frauen in Seidenkleidern und mit gebundenen Füßen zu studieren. Genthe hatte meinen Geist angeregt und mein Auge geschult, und diese Fotografien hatten großen Anteil daran gehabt.

Das war es jedoch nicht. Konnte es nicht sein. Bis auf das kleine Jade-Amulett, das sie an einem schwarzen Band um den Hals trug, war die Frau wie eine Amerikanerin gekleidet, und zwar nach dem neuesten Schick: ein grauer Glockenhut und ein schmaler, pflaumenblauer knöchellanger Rock, zu dem sie eine passende um die Taille gegürtete Jacke trug, eine weiße Bluse und geschnürte hohe Stiefel. Die Füße in den modischen Stiefeln waren zierlich, und als sie sich setzte, schob sich ihr Rock ein

gutes Stück hoch. So kleideten sich Filmstars oder Mannequins für Zeitschriften.

Ein Gemälde von Modigliani, das war es. Es dauerte eine Weile, aber dann fiel mir ein, an wen oder vielmehr an was sie mich erinnerte: ein Porträt, das ich irgendwann in einer New Yorker Galerie gesehen hatte, ein schmales, rotwangiges Mädchen mit wissenden Augen. Dieselbe stolze Anmut hatte meine Sitznachbarin.

Sie würde ein gutes Motiv für eine Fotografie abgeben, überlegte ich: das hübsche Gesicht, die auffällige Frisur, die außergewöhnlichen Augen. Doch so sehr mich ihr Anblick auch fesselte, diese zufällige Begegnung in dem Straßenbahnwagen hätte womöglich zu nichts weiter geführt, wenn da nicht meine Kameraschleife gewesen wäre. Andernfalls wäre ich vielleicht weitergezogen. Aber so fand ich ein Zuhause.

An der nächsten Haltestelle drehte mir die Frau den Kopf zu. Ihr Blick wanderte zu der Kameraschleife und dann sah sie mir mit ihren leuchtend grünen Augen unvermittelt ins Gesicht.

»Sind Sie Fotografin?«, fragte sie.

Aus irgendeinem Grund hatte ich erwartet, dass sie nicht wie eine Einheimische klang. Und doch. Sie hatte nicht den Hauch eines Akzents.

Ich setzte mich gerade hin. »Ja«, erwiderte ich, und dann fragte ich, weil mir sonst nichts einfiel: »Fotografieren Sie auch?«

Das schien sie zu amüsieren und sie lächelte. Zwei bezaubernde Grübchen erschienen auf ihren Wangen. Ihre Stirnfransen, sah ich jetzt, waren in der Mitte etwas länger, was die Herzform ihres Gesichts betonte.

»Nein«, sagte sie, »das nicht, aber ich weiß ein wenig Bescheid, weil ich jemanden kenne, der für den *Chronicle* fotografiert.« Wieder wanderte ihr Blick zu der Kameraschleife. »Was fotografieren Sie denn?«

»Menschen«, antwortete ich. »Ich mache Porträts.«

»Verstehe, und nach Ihrem Koffer zu urteilen, haben Sie eine lange Reise hinter sich.«

»Ich komme aus New York«, sagte ich. Das entsprach nicht ganz der Wahrheit. Zwar hatte ich in den letzten Jahren in New York gearbeitet, geboren und aufgewachsen war ich jedoch in New Jersey.

»Haben Sie vor, in San Francisco zu bleiben?«

Ich merkte, wie sich mir die Kehle zuschnürte. »Nein – also, ich wollte eigentlich nicht, aber ...« Ich sah auf meine Stiefel und meinen Koffer. Für einen kurzen Moment hatte ich meine missliche Lage vergessen. Jetzt fiel mir alles wieder ein. »Vielleicht können Sie mir ja helfen? Ich will in die Bush Street. Dort gibt es ein Wohnheim für junge Frauen, das ...« Ich spitzte die Lippen, versuchte mich an den Namen des Wohnheims zu erinnern. Er wollte mir nicht einfallen.

»Das Elizabeth Inn?«, fragte sie. Als ich nickte, schien sich ihr Blick zu verändern. Was immer sie auch mit dem Wohnheim verband, es war nicht angenehm. »Nun«, sagte sie langsam, »wenn Sie dorthin wollen, es liegt auf meinem Weg. Ich kann Sie begleiten.«

»Bereitet Ihnen das auch nicht zu große Umstände?«

Sie sah mich ruhig an. »Nein, keineswegs.«

Die Straßenbahn ächzte und ratterte einen Hügel hinauf und wieder hinunter. Rasch griffen wir beide nach der Haltestange und hielten uns fest. Die nächsten Minuten sahen wir schweigend zu, wie die Stadt in einem grau-weißen Band an uns vorbeizog.

»Wie heißen Sie?«, fragte sie. Sie lächelte und wieder erschienen die beiden Grübchen.

Ich wollte schon antworten, doch dann hielt ich inne. Bis zu diesem Moment war ich nie jemand anderes als Dorothea Nutzhorn gewesen, aber aus irgendeinem Grund nannte ich jetzt den Mädchennamen meiner Mutter. »Dorothea Lange«, sagte ich. Es

klang richtig – stark und klar und auch wahr. Ich lächelte. »Sie können Dorrie zu mir sagen.«

»Dorrie«, wiederholte sie und neigte den Kopf, um mich kurz prüfend anzusehen. Offenbar fand sie, dass der Name passte – zumindest gab sie sich mit ihm zufrieden.

»Ich heiße Caroline Lee«, sagte sie und streckte mir ihre Hand entgegen.

Ihr Name war wie meiner: halb ausgedacht, halb stimmte er. Aber das wusste ich da noch nicht und würde es auch erst nach einer Weile erfahren.

Ein verstohlener Blick, ein unverblümtes Starren. In manchen Städten mochte eine zurückhaltende junge Frau unbestimmter Rasse nicht auffallen, aber San Francisco gehörte nicht dazu. Während wir dahingingen, bemerkte ich plötzlich, wie jemand Caroline hinterherstarrte. Einige Leute machten einen Schritt zur Seite und bedachten sie – manchmal auch uns – mit demselben bohrenden, verkniifenen Blick wie die beiden Frauen in der Straßenbahn. Es gab jedoch auch andere Blicke. Viele. Die Augen der Männer blieben an ihr hängen wie an einem Magneten. Ihr Starren war mir peinlich, weil auch ich sie in der Straßenbahn angestarrt hatte. Aber Caroline schien unbeeindruckt davon, so als hätte ihre Umgebung nichts mit ihr zu tun. Entschlossen schritt sie aus, als wären die Leute, an denen wir vorbeingingen, unsichtbar. Sie war frei und die Straße gehörte ihr.

Was für einen Anblick sie bot!

Ich strengte mich mächtig an, mit ihr Schritt zu halten und gleichzeitig mein Hinken zu verbergen. Wir redeten nicht viel, bei dem Lärm der Droschken und Straßenbahnen konnte man sich ohnehin kaum verstehen, aber ich erfuhr dennoch einiges über sie. Dass sie an dem Tag frei und jemanden besucht hatte, dass sie beinahe zu Fuß nach Hause gegangen wäre, aber – was für ein Glück für mich – dann doch die Straßenbahn genommen hatte.

Da ich immer noch nicht wusste, wohin wir gingen, war ich froh, mich an eine Stadtkundige hängen zu können. Market Street, Stockton Street, California Street – ich versuchte mir die Namen der Straßen einzuprägen, die auf unserem Weg lagen, um mich nicht noch einmal zu verlaufen. Der Geruch nach Pferdemist und verfaultem Obst erinnerte mich an Manhattan, aber die Gebäude sahen alle ganz neu aus, so als wären sie über Nacht aus dem Boden gestampft worden, und bei vielen traf das tatsächlich zu, auch wenn ich das damals noch nicht wusste. Das Erdbeben und die Feuersbrünste von 1906 hatten die Stadt verheert, und ganze Straßenzüge waren neu errichtet worden, wenngleich dazwischen noch viele Brachflächen lagen. Achtlos gingen die Leute dahin, doch es war überall spürbar, dass diese Katastrophe vor nicht allzu langer Zeit passiert und fürchterlich gewesen sein musste.

»Gemessen an New York«, sagte Caroline gerade, »muss San Francisco wie ein kleines Kaff wirken. In jeder Richtung gelangt man binnen kürzester Zeit ans Wasser. Sie werden sich rasch zurechtfinden.«

Gerade als wir in die Montgomery Street einbogen, erklang von einem Kirchturm das Zwölfuhrläuten. An einem Karren wurde etwas zu essen verkauft. Beim Näherkommen sah ich, wie ein Mann einem kleinen Jungen eine Waffel mit Schokoladeneis gab. Mein Magen knurrte. Rasch riss ich meinen Blick davon los und ging mit gesenktem Kopf weiter. An einer Ecke kamen wir an einem Geiger und einem Tamburinspieler vorbei, an der nächsten Ecke blies eine alte Frau in eine Mundharmonika. In diesem Stadtviertel waren die Straßen weniger voll, dafür ging es rauer und lebhafter zu, von überallher waren lautes Zanken und Lachen zu hören und aus offenen Fenstern drang Musik. Wir kamen an einer Schmiede und an einer Kneipe vorbei, die mit Whiskey für zehn Cent das Glas warb. In einem offenen Türeingang saß eine Frau auf einem Hocker. Ihr Mund leuchtete kirschrot und aus dem halb aufgeknöpften Mieder quoll ihr Busen.

Mittlerweile konnte ich mit Caroline kaum noch Schritt halten. Ihre Augen weiteten sich, als sie mein Hinken bemerkte. »Möchten Sie sich ein wenig ausruhen?«, fragte sie, als wir am Bordstein stehen blieben. An die Stelle des grimmigen, entschlossenen Ausdrucks, mit dem sie durch die Straßen gegangen war, war nun Mitgefühl getreten.

Mit einem Mal platzte die ganze Geschichte aus mir heraus: die Zugfahrt, das gestohlene Geld, der Mann in der Gastwirtschaft, die Nacht in den Dünen, die versetzte Kamera. Sogar die Polio und mein verkrüppeltes Bein erwähnte ich. Ich weinte, was ich mir sonst nie gestattete, und wischte nicht einmal die Tränen weg.

»Dann kennen Sie also niemanden hier in San Francisco?«, fragte sie, als ich verstummt war.

Ich schüttelte den Kopf.

»Keine Angehörigen? Niemand, der Ihnen helfen könnte?«

Wieder schüttelte ich den Kopf.

»Aber Fotografin sind Sie, oder? Sie wissen, wie man fotografiert?«

»Ja.«

Um uns herum war der mittägliche Lärm der Stadt, die Rufe der Straßenverkäufer und Zeitungsjungen, das Gedränge der Arbeiter auf dem Weg in die Imbiss- und Kaffeestuben, das gelegentliche Hupen eines Autos. Wir waren die Einzigen, die still standen.

»Sagen Sie«, sagte Caroline nach einem Moment, »wann haben Sie eigentlich das letzte Mal etwas Anständiges gegessen?«

»Letzte Woche«, antwortete ich, auch wenn es mehr wie eine Frage als nach einer Antwort klang.

»Kein Wunder, dass Sie aussehen, als würden Sie gleich umfallen! Wie wäre es, wenn Sie mich zum Essen begleiten?«

Ich mochte sie. Sehr sogar. Ihre Ruhe, ihre Entschlossenheit, ihre Freundlichkeit. Aus einem Café drang der Geruch nach

Kaffee, Zimt und Nelken und ließ mich meinen Hunger nur noch mehr spüren. Weil ich sie aber nicht aufhalten wollte, brachte ich stotternd eine Ausrede hervor.

»Papperlapapp«, sagte sie. »Wir gehen jetzt zu Coppa, keine Widerrede. Ein Teller Nudeln kostet Sie zehn Cent, und glauben Sie mir, etwas Besseres werden Sie in dieser Stadt nirgends bekommen.« Sie hielt inne. »Außerdem kenne ich jemanden im Monkey Block, der Ihnen vielleicht weiterhelfen kann.«

»Im Monkey Block?«, fragte ich. Verwundert sah ich sie an. »Was ist der Monkey Block?«

Sie lächelte. »Tja, das ist nicht so leicht zu beantworten!« Sie nahm meine Hand und führte mich vom Bordstein über die Straße. »Sie müssen es mit eigenen Augen sehen, aber wenn ich nicht ganz falsch liege, würde ich sagen, Monkey Block ist genau das, was Ihnen gerade guttut.«

Und dann erfuhr ich, dass es möglich ist, auf festem Boden dahinzutreiben.

Beim ersten Blick auf das Gebäude mit der Adresse Montgomery Street 628 bekam ich eine Ahnung, wie weit ich mich von der Welt, die ich kannte, entfernt hatte. Das hier war die Barbary Coast, wie ich bald erfuhr, das wilde, sündige Herz der Stadt. Ob mit Absicht oder versehentlich, man hatte keine Anstrengung unternommen, die sechs eng bebauten Blocks mit dreihundert Kneipen und Tanzpalästen von der Nachbarschaft abzuschirmen, sodass biedere Läden – zumindest wirkten sie bieder – neben liederlichen Schuppen standen. Die Montgomery Street explodierte förmlich vor Leben. Der »Monkey Block«, zu dem Caroline mich führte, war umgeben von Bars, Restaurants, Spielhallen und Tabakläden, in denen trotz der frühen Stunde offenbar Hochbetrieb herrschte. Bei dem Anblick bekam ich große Augen, aber was ich nicht sehen konnte, hätte mein Herz einen Satz machen lassen: Ich hatte den festen Boden verlassen. Ich trieb dahin.

